

GEERT MAK
AMERIKA!

*Auf der Suche nach dem
Land der unbegrenzten Möglichkeiten*

Aus dem Niederländischen von
Andreas Ecke und Gregor Seferens

Pantheon

Die niederländische Originalausgabe erschien unter dem Titel
Reizen zonder John. Op zoek naar Amerika bei Uitgeverij Atlas Contact in Amsterdam.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland

Erste Auflage
Pantheon-Ausgabe September 2014

Copyright © der Originalausgabe 2012 by Geert Mak
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by Siedler Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright für John Steinbeck. *Die Reise mit Charley. Auf der Suche nach Amerika.*
Aus dem Amerikanischen von und mit einem Nachwort von Burkhard Kroeber
© Paul Zsolnay Verlag Wien 2002

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Lektorat Margret Trebbe-Plath, Berlin
Karte: Peter Palm, Berlin
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-55255-1
www.pantheon-verlag.de

*Im Gedenken an
Edith und Louis Laub*

INHALT

TEIL EINS

Sag Harbor	9
------------	---

TEIL ZWEI

New York – Connecticut – Massachusetts – Vermont – New Hampshire – Maine	45
---	----

TEIL DREI

New Hampshire – Vermont – Kanada – Detroit	147
---	-----

TEIL VIER

Michigan – Chicago – Illinois – Wisconsin – Minnesota	223
--	-----

TEIL FÜNF

Minnesota – North Dakota – Montana – Washington – Seattle	297
--	-----

TEIL SECHS

Oregon – Kalifornien – San Francisco – Monterey	371
--	-----

TEIL SIEBEN

Kalifornien – Arizona – New Mexico – Texas – Louisiana – New Orleans	461
---	-----

EPILOG

Dank	593
Kommentierte Bibliographie	597
Literatur	613
Register	627

TEIL EINS

*When the lights go on again all over the world
And the ships will sail again all over the world
Then we'll have time for things like wedding rings and free hearts will sing
When the lights go on again all over the world.*

VERA LYNN

I

Niemand konnte sagen, wann das große Feiern genau losgegangen war. Es gab Leute, die behaupteten, dass es bereits gleich nach dem Krieg angefangen hatte, sofort nach dem *VJ-Day* am 14. August 1945, als alle auf der Straße tanzten und der aus Deutschland geflohene Jude Alfred Eisenstaedt auf dem Times Square für *Life* das Foto seines Lebens machte, von einem Matrosen, der, von Sinnen vor Freude, einer Krankenschwester einen Kuss auf die Lippen drückt.

Es waren die Monate, in denen die GIs aus allen Ecken der Welt wiederkamen, die Jahre, in denen plötzlich jeder die Taschen voller Geld hatte, denn auch in Amerika war aller Luxus jahrelang beschränkt und rationiert gewesen. Nun konnte man auf einmal wieder Waschmaschinen kaufen, und Radios, und den neuesten Chevrolet. General Electric überflutete das Land mit luxuriösen Erfindungen: Küchenmaschinen, Toaster, Bohnermaschinen, UKW-Radios, Heizdecken und was es sonst noch so gab. Angepriesen wurden sie von dem idealen TV-Werbemann: Ronald Reagan, dem beliebten Schauspieler, der auf diese Weise auch lernte, sich selbst zu verkaufen. Alte Ideale wurden zurückgestellt, *selling out* wurde zu einem Begriff – man machte eine Arbeit, die einem keinen Spaß bereitete, mit der man jedoch sehr gut verdiente. Es waren die Monate und Jahre, in denen die Engländerin Vera Lynn das Herz der Amerikaner rührte: *A Kiss won't mean »Goodbye« but »Hello to love«*. Ja, damals fing alles an, mit diesem Kuss auf dem Times Square.

Es war weitaus weniger romantisch, sagen andere. Es begann vielmehr, als der ganz normale Alltag wieder Einzug hielt. »Fang deine Geschichte einfach mit der genialen Erfindung der Levitts an«, bekam ich zu hören. »Die hat alles erst in Gang gesetzt.« Bill Levitt, sein Bruder Alfred und ihr Vater Abraham waren die Ersten, die Fertighäuser in Serie produzierten. Die Auswirkungen ihrer Erfindung sind vergleich-

II

bar mit denen des Fließbands von Henry Ford im Jahr 1913. Aufgrund einer durchdachten Konstruktion und einer äußerst ausgeklügelten Planung konnte Bill Levitt ein einfaches, solides Haus für kaum mehr als 8000 Dollar liefern. Das Basismodell war mit zwei Schlafzimmern und einem Dachboden wie geschaffen für eine junge Familie. Es war der Ford T unter den Häusern. Und doch gab es bereits jeden Luxus in der Grundausstattung: Das Wohnzimmer verfügte über einen Ofen, und auch ein Fernseher war eingebaut, in der Küche standen ein Kühlschrank und eine Waschmaschine von Bendix. Für 250 Dollar Aufpreis bekam man ein Auto dazu. Wer jetzt zuschlug, war bereit für die Zukunft.

Auf einem riesigen Kartoffelfeld in Hempstead, zwanzig Meilen von Manhattan entfernt, errichteten die Levitts 1946 die ersten Häuser. Innerhalb von zwei Jahren entstand dort eine ganze Stadt. Im Juli 1948 wurden pro Woche 180 Häuser produziert, 1952 wohnten auf dem ehemaligen Kartoffelacker 82 000 Menschen in 17 000 Häusern. Vor allem frühere GIs, die oft eine ordentliche Abfindung in der Tasche hatten, wurden ins nagelneue Levittown gelockt. Die Reklameanzeigen sparten nicht mit Versprechungen, die Raten waren großzügig. »Uncle Sam und das größte Wohnungsbauunternehmen der Welt bieten Ihnen die Möglichkeit, in einem attraktiven Haus zu wohnen, in einer wunderbaren Umgebung, ohne dass es Sie ein Vermögen kostet ...« – »*All yours for \$ 58. You are a lucky fellow, Mr. Veteran.*« Sie fanden reißenden Absatz.

Es waren nicht nur die Häuser. Überall in dem seltsamen Übergangsbereich zwischen Stadt und Land entstanden Gemeinschaften von Männern und Frauen, die gemeinsam einen neuen Weg wählten. »Vor fast jedem Haus in den hundert Meilen langen, sich windenden Straßen von Levittown steht ein Dreirad oder ein Kinderwagen«, notierte ein Reporter von *Time* im Sommer 1950. »In Levittown erstirbt am Mittag zwischen zwölf und zwei das Leben: Zeit für ein Mittagschläfchen.«

Mit Levittown begannen die *suburbs* zu explodieren – ein Wort, das mehr beinhaltet als nur »Außenbezirk« oder »Vorstadt«, ein Begriff, der für eine ganze Kultur, für eine eigenständige Form des Wohnens und Zusammenlebens steht. Die Suburbs waren für zahllose GIs

der Start ins moderne Leben, »*time for things like wedding rings*«, ein risikoloses Abenteuer, das alle Neuankömmlinge einband. Es waren junge Familien, die nicht davor zurückschreckten, Schulden zu machen; großzügige Konsumenten, weil sie praktisch noch nichts besaßen; Kinder armer irischer, italienischer, jüdischer und anderer Einwanderer, die davon überzeugt waren, dass all die Zukunftsträume für sie jetzt Wirklichkeit würden. In Levittown und in vergleichbaren Siedlungen lag der Keim für eine soziale Bewegung, die das traditionelle Amerika auf den Kopf stellen sollte; der Beginn des Auszugs in die Suburbs bedeutete das Ende der alten Stadt und der alten Provinz.

Ein weiterer Beginn: die Autos. Ein älterer Amerikaner berichtete mir einmal davon, dass für ihn alles mit den Autos angefangen hatte. Genauer gesagt, mit den Farben der Autos. Seiner Meinung nach war es im Herbst 1954. Damals sah er plötzlich Menschentrauben vor den Ausstellungsräumen der örtlichen Autohändler. Es gab dort etwas Ungewöhnliches zu bestaunen. Die Modelle hatten sich zwar von Jahr zu Jahr verändert, aber sie waren immer solide und rechteckig gewesen, meistens schwarz und dunkelgrün. Und nun glänzte dort eine vollkommen neue Generation, breiter und eleganter als je zuvor.

Ich habe mir die Anzeigen von damals noch einmal angesehen. Die erdigen Farben waren Pastelltönen gewichen, Rosa und Hellblau: Der Chevrolet Bel Air und der Pontiac Star Chief mit ihrem Strato-Streak V8-Motor waren sowohl in »Avalongelb« als auch in »Rabenschwarz« erhältlich. Die neuen Modelle hatten außerdem gerundete Panoramafrontscheiben und, wie der neue Cadillac, ein merkwürdiges Heck mit Heckflossen wie das Leitwerk eines Jagdflugzeugs. Die Verkaufszahlen schossen in die Höhe, allein in der Zeit von 1954 bis 1955 um 37 Prozent. Nicht mehr Technik und Langlebigkeit standen im Vordergrund, sondern Design und Form.

Jetzt brachen wirklich andere Zeiten an, dieses Gefühl vermittelten die Autos. Irgendwann in diesem Jahrzehnt veränderten sich plötzlich der Ton und die Mentalität der amerikanischen Gesellschaft, aus einer Überlebensgesellschaft wurde eine Konsumgesellschaft, aus einer Welt der Malocher wurde eine Welt der Genießer.

Die Einrichtung in den Häusern stammte noch zu einem großen Teil aus den dreißiger und vierziger Jahren, doch inmitten der bräunlichen Möbel und der gehäkeltten Deckchen entwickelte sich ein anderer Lebensstil, mit allen Elementen der alten Bescheidenheit und zugleich erfüllt von einer Art fröhlichem Erstaunen. »In welchem Märchenland sind wir denn jetzt gelandet?« Das war die allgemeine Stimmung.

Es waren die Jahre des sogenannten Babybooms. Die Geburtenraten stiegen um fast 50 Prozent – und sie blieben hoch bis zum Ende der fünfziger Jahre. 1957, auf dem Höhepunkt des Babybooms, bekamen 123 von 1000 Frauen ein Kind, ein in der amerikanischen Geschichte beispielloser Prozentsatz. Und all diese kleinen Kinder wuchsen in bislang nicht gekanntem Wohlstand auf. »Nie zuvor gab es ein wunderbareres Land als Amerika«, schrieb der britische Historiker Robert Payne nach einem Besuch im Jahr 1949. »Es sitzt rittlings auf der Welt wie ein Koloss; nie zuvor in der Weltgeschichte hat es eine Macht mit so großem und allumfassendem Einfluss auf andere Länder gegeben. Die Hälfte des weltweiten Vermögens, mehr als die Hälfte der globalen Produktivität und fast zwei Drittel aller überhaupt existierenden Maschinen sind in amerikanischer Hand. Die übrige Welt liegt im Schatten der amerikanischen Industrie ...« Dies war *The American Century*, und so sollte es bleiben.

Ein paar Zahlen, die für sich sprechen: Zu Beginn des 20. Jahrhunderts betrug die durchschnittliche Lebenserwartung eines weißen Amerikaners kaum mehr als 50 Jahre, bei Farbigen lag sie bei etwa 35. Die Amerikaner gaben fast doppelt so viel Geld für Begräbnisse wie für Medikamente aus; ein halbes Jahrhundert später war es genau umgekehrt. Die durchschnittliche Lebenserwartung lag nun bei 70 Jahren, auch für Farbige. Das nationale Einkommen stieg während der fünfziger Jahre um beinahe ein Drittel. 1956 verfügte ein amerikanischer Teenager über ein wöchentliches Einkommen von 10 Dollar und 25 Cent. Das war mehr, als das freiverfügbare Einkommen einer Durchschnittsfamilie im Jahr 1940. Die Mittelschicht – der Teil der Bevölkerung also, der Geld für nicht notwendige Dinge ausgeben kann – umfasste nahezu die Hälfte der amerikanischen Haushalte.

Das Leben war ganz offensichtlich fromm und brav. Fast 60 Prozent der amerikanischen Familien besaß ein eigenes Haus – das hatte es vorher nie gegeben. Die Scheidungsrate war auffallend niedrig; im Jahr 1958 wurden exakt 8,9 von 1000 Ehen geschieden. Laut Gallup-Umfragen besuchte 1940 jeder dritte Amerikaner wöchentlich den Gottesdienst; 1950 war der Anteil der Kirchenbesucher auf etwa 50 Prozent gestiegen. Auf die Frage nach dem persönlichen Glücksempfinden antworteten 1957 mehr als die Hälfte der Amerikaner »*Very happy*«. Nie zuvor war das messbare Glück so groß gewesen, nie wieder sollte es so groß sein.

Wer sich in das damalige Amerika zurückversetzen möchte, der sollte sich auf YouTube den Familienfilm *Disneyland Dream* anschauen, der im Sommer 1956 von dem begeisterten Amateurfilmer Robbins Barstow gedreht wurde. Barstow hielt Jahr für Jahr die Erlebnisse seiner Familie auf Super 8 fest und machte das auf so originelle Weise, dass seine Filme mit der Zeit zu Klassikern wurden.

In *Disneyland Dream* nimmt die Familie – Vater, Mutter und drei Kinder zwischen vier und elf – an einem Preisausschreiben des neuen Scotch-Klebebands teil. Dem Gewinner winkt eine Reise mit dem Flugzeug nach Anaheim, Kalifornien, ins soeben eröffnete Disneyland. Und tatsächlich, der jüngere Sohn, Danny, bekommt für seinen bärenstarken Slogan »Ich liebe Scotch-Klebeband, weil es mir hilft, wenn etwas zerbricht« den Hauptgewinn.

Große Aufregung, und alle Nachbarn der Barstows kommen aus ihren Gärten, um der Familie beim Abschied zu winken. Es folgt die spannende, neunstündige Flugreise nach Kalifornien, an Bord einer TWA Super Constellation, die genau 64 Passagieren Platz bietet. Dann der einfache Jahrmarkt des neu eröffneten Disneylands. Im Hotel freut sich Barstow darüber, dass auch er und seine Familie den schicken Swimmingpool nutzen dürfen. Ja, die Zeiten sind vorbei, in denen ein solcher Luxus allein der eleganten Elite vorbehalten war. Das Geldproblem lösen die Barstows, indem sie draußen picknicken, anstatt in Restaurants zu speisen.

Zynismus oder Zweifel sind nirgendwo erkennbar, jede Minute des Films ist voller Sonne, Unschuld und ungebrochenem Enthusiasmus.

Tatsächlich, so beschließt Barstow seinen Film, Walt Disney hat recht, Disneyland ist *the happiest place on earth*. Und die ganze Familie ist »Scotch-Klebeband auf ewig dankbar« für dieses Erlebnis.

Der Schlusschoral dieser herzigen Amerikakantate lautet: Von nun an gehören wir alle zusammen, und jeder kann es schaffen in diesen neuen Zeiten.

Wir Europäer hörten die Klänge aus der Ferne. Für uns Kinder in der Provinz war Amerika ein Traumland mit einem entspannten Lebensstil, von dem hin und wieder ein Hauch über den Ozean geweht wurde. Kurz nach dem Fall der Berliner Mauer besuchte ich eine Familie in Armenien: Jahrelang hatten die Mädchen dort leere Parfümflaschen von Chanel und Lancôme gesammelt, überall im Badezimmer standen sie herum, und irgendwo tief in den Flakons hing noch der Duft des reichen Westens.

Auf dieselbe Art und Weise erlebten wir europäischen Kinder der fünfziger Jahre Amerika: durch ein paar glänzende Zeitschriften, durch ein Spielzeugauto aus glattem, stabilem Kunststoff – allein schon das Schwungrad ist von einer verblüffenden Qualität –, durch ein kostenloses *Donald-Duck*-Heft, das an einem Herbsttag plötzlich im Briefkasten liegt und in dem eine Verlosung von tausend Armbanduhren – in heutiger Jugendwährung: tausend iPads – annonciert wird. Und dann der Inhalt des Heftes: »Donald Duck als Lehrer«, seine Neffen wagen es sogar, ihrem erschöpften Onkel ein Eis auf den Kopf zu drücken! Einfach so ein Eis zerquetschen!

Aus Amerika kommen dann irgendwann Päckchen mit einem grün-weißen Pulver, aus dem die Hausfrau einen Topf Suppe zaubern kann: *California* heißt das Zeug. California, flüstern wir, California. In der Provinzstadt, wo ich aufwache, schleppen wir aus unserem Gemüsegarten selbstangebauten Kohl, Salat, Kartoffeln an ein paar neuen Fabriken vorbei den Marshallweg entlang, der nach einem General benannt ist, der offenbar, jedenfalls verstehe ich es so, all diese Betriebe bezahlt hat: Amerika! Von unserem Taschengeld kaufen wir flache Kaugummipäckchen, schön verpackt und mit beiliegenden Bildern von Filmstars – die wir sammeln –, und alles riecht fremd und rosig: Amerika! Auf Kurz-

welle empfangen wir mit unserem Radio knisternd und knackend einen Soldatensender, mit einem Moderator, der einfach in die Swingstücke hineinspricht: Amerika! Lionel Hampton kommt in die Niederlande, im September 1953. Der Saxophonist spielt auf dem Rücken liegend. Dann verlässt Hampton sein Vibraphon, um zu trommeln und einen Tanz zu dem Text »Hey Ba Be Re Bop« aufzuführen. Der Kommentar der Tageszeitung *De Gelderlander*: »Maßlos muss die Leere des Herzens sein, aus dem der Hang zu höheren Werten als Negergekeuch gewichen ist.« Aber das Publikum, das nichts gewöhnt ist, ist begeistert: Amerika!

Das Jahr 1960 bildete den Höhepunkt dieses sirrenden, lichtblauen Jahrzehnts. Das durchschnittliche Jahreseinkommen betrug nun in Amerika 5000 Dollar, ein neues Haus kostete 12 500 Dollar, ein Auto 2600 Dollar, ein Paar Schuhe 13 Dollar, ein Liter Benzin 6,7 Cent.

Die Heckflossen des neuen Cadillac Eldorado waren die größten und schärfsten, die es je gegeben hatte. Im April wurde der erste Wetter-satellit ins All geschossen. Auf den Philippinen versuchte die japanische Regierung vergeblich, die letzten beiden japanischen Soldaten aus dem Urwald zu locken. Man konnte sie nicht davon überzeugen, dass der Krieg vorbei war. Xerox brachte den ersten kommerziellen Fotokopierer auf den Markt. Chubby Checker machte einen neuen Tanzstil populär, den Twist. Frank Sinatra sang in dem kleinen Film *Music for Smokers Only* mit einer Zigarette in der Hand und nahm nach jeder Zeile einen Zug: »I get no kick from champagne ...«

National Airlines war die erste Fluggesellschaft, die mit Düsenflugzeugen von New York nach Miami flog, in nicht einmal drei Stunden, für 55 Dollar. Der Bau des Interstate Highway System, des größten Autobahnnetzes der Welt, war bereits seit vier Jahren in vollem Gang.

Die Baumwollpflückmaschine hatte den Süden übernommen. Die Entwicklung der Klimaanlage machte es möglich, sogar in Wüstengebieten Suburbs aus dem Boden zu stampfen. Das Land zog in die Stadt, die übervollen Innenstädte siedelten in die rasengesäumten Straßen der Außenbezirke um, der schwarze Süden zog zu den Fabriken des Nordens.

Am 9. Mai – Muttertag – wurde bekannt gegeben, dass die erste Antibabypille, Enovid, für sicher erklärt worden war und auf den Markt gebracht werden durfte. Der Stammvater der Pille, Dr. John Rock, jubelte, der zügellose Paarungstrieb der Menschheit bleibe nun endlich folgenlos: »Zur Zeit ist die größte Gefahr für den Weltfrieden und einen angemessenen Lebensstandard nicht die Atomenergie, sondern die sexuelle Energie.« Der Kalte Krieg war nach dem Abschuss eines amerikanischen U-2-Spionageflugzeugs in aller Schärfe wiederaufgenommen worden. Der Kriegsheld Dwight D. Eisenhower war noch immer Präsident, es war sein letztes Amtsjahr. Der Wahlkampf war ein Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen dem einfachen Jungen Richard Nixon und dem Reiche-Leute-Kind John F. Kennedy. 1960 ist das Jahr, in dem diese Geschichte beginnt.

2

Diese Geschichte ist der Bericht über zwei Reisen, die eine fand im Jahr 1960 statt, die andere 2010. Die Augen, die Amerika 1960 betrachteten, waren die des Schriftstellers John Steinbeck und seines Hundes Charley. Zusammen fuhren sie in einem grünen GMC-Truck durchs Land. Dem Wagen hatte Steinbeck den Namen »Rosinante« gegeben – nach dem Pferd Don Quichottes –, denn seine Freunde waren der Ansicht, jener habe eine vergleichbare Expedition unternommen: Ein alter verwirrter Ritter macht sich allein auf den Weg, um das Land von bösen, gefährlichen Windmühlen zu befreien. Die Augen im Jahr 2010 sind meine.

John Steinbeck war 1960 ein recht großer, ergrauter Mann von achtundfünfzig Jahren. Sein Gesicht trug, wie er selbst schrieb, die Spuren der Zeit: Narben, Runzeln, Falten. Er hatte einen Schnurr- und einen Kinnbart und trug am liebsten Arbeitskleidung: halbohohe Gummistiefel, eine khakifarbene Baumwollhose, eine Jagdjacke sowie eine ausgebleichene Mütze der englischen Marine. Die hatte er während des Kriegs vom Kapitän eines Torpedobootes bekommen, das kurze Zeit später selbst torpediert wurde. Die Überbleibsel des Kriegs waren immer noch Teil von Steinbecks alltäglichem Leben, wie für viele andere auch.

Er war mit Elaine Anderson verheiratet, einer vornehmen Dame aus Texas, die eine gewisse Ähnlichkeit mit Lady Bird Johnson hatte, der Frau des einflussreichen Senators und späteren Präsidenten. Die Damen waren gut befreundet, und als Lady Bird zu einer öffentlichen Person wurde, kaufte Elaine sogar regelmäßig für sie Kleider, weil sie beide exakt die gleiche Figur hatten. Die Steinbecks lebten die meiste Zeit in Sag Harbor, einem alten Fischerhafen an der Ostküste zwischen den Krokodilkiefern von Long Island, zwei Stunden östlich von New York.

Sag Harbor war damals eine kleine Fabrikstadt, eine *blue collar town*. Bei Bulova wurden Uhrengehäuse hergestellt. Grumman hatte dort eine Flugzeugfabrik, und außerdem gab es ein paar Werften. Früher, um 1840, war der Ort einer der wüsten Walfängerhäfen der Welt gewesen. Auf dem Old Burying Ground liegen die Gräber der ersten Bewohner der Stadt, seit 1776: Kämpfer aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, französische Händler, portugiesische Seeleute, irische und englische Walfänger. Es wird erzählt, dass sich die Besatzungen mancher Schiffe in Sag Harbor nicht von Bord trauten, weil die vielen Bars und Bordelle dort als zu gefährlich galten. Die Stadt war zudem einer der reichsten Häfen, was man noch immer an den üppigen rustikalen Villen aus dem 19. Jahrhundert erkennen kann, die gleich außerhalb des Zentrums zwischen den Bäumen liegen. Die Häuser haben große Balkons und Veranden, griechische Säulen, Bleiverglasung und vieles mehr. Die meisten wurden in den letzten Jahren von reichen New Yorkern erworben und restauriert, doch 1960 standen sie oft leer und waren verwahrlost.

1955 kauften die Steinbecks ein kleines Haus in Sag Harbor. Sehr bald schon war es Johns liebster Ort. Er schrieb dort vier Bücher und zahllose Briefe, ereiferte sich über die Welt und das Leben, geriet in eine Krise und berappelte sich wieder. Das Haus liegt auf Bluff Point, einem grünen Hang an einem Ausläufer des Ozeans, umgeben von alten Eichen, mit einem Steg für das Boot, von dem Steinbeck immer geträumt hatte. Vom Haus aus schaute er über die Wiese, hinaus auf das ruhige Wasser in der Bucht, bis hinüber zu der kleinen Stadt und ihrem Hafen.

Steinbecks Leben verlief nach einem festen Schema: frühmorgens aufstehen, mit dem Auto und Charley neben sich zur Main Street, die Post abholen, eine Zeitung besorgen, einen Kaffee in der Fischerkneipe Black Buoy trinken, im Eisenwarengeschäft von Bob Barry etwas kaufen. Steinbeck war verrückt nach allem, was mit Technik zu tun hatte. »Werkzeuge, mechanische Apparate, davon konnte er nicht genug bekommen«, erfuhr ich von einem seiner alten Freunde. »Die Einrichtung des Wohnmobils, Rosinante, das war etwas, was zu ihm passte.« Dann ging er an den Schreibtisch. Am Nachmittag zog es ihn erneut zum Hafen, auf ein paar Gläschen mit Barry und ein paar anderen Freunden in der kleinen Bar von Upper Deck.

Der machohaft John und die distinguierte Elaine passten perfekt zueinander. Laut Freunden waren sie nur in einem Punkt unterschiedlicher Meinung. Elaine liebte New York, John hasste es. Für ihn gab es nur eine einzige Stadt: San Francisco. Sag Harbor war der ideale Kompromiss. John hatte am Rande des Gartens einen runden Schreibpavillon errichten lassen, und für Elaine wurde ein kleiner Swimmingpool gebaut – der im Übrigen schon sehr bald von den Enten in Beschlag genommen wurde. Alles dort war klein, aber komfortabel, angenehm und friedlich.

Man kann verstehen, dass Steinbeck Sag Harbor vom ersten Moment an liebte. Er war ein Kind des anderen Ozeans, der Westküste, aus Kalifornien. Er stammte aus Salinas, dem Zentrum einer wohlhabenden Farmgegend mitten in Kalifornien, etwa zwei Stunden südlich von San Francisco. Seine Mutter war eine ehrgeizige und kultivierte Lehrerin, sein Vater ein stiller Abenteurer, wie man ihn öfter im Westen sieht, gewohnt, unter schwierigen Bedingungen seinen eigenen Weg zu finden. Bei seinen Geschäften hatte er nicht immer eine glückliche Hand, die Grübeleien über Geld und Familienfragen führten ihn beinahe in den Untergang. Trotzdem bewahrte sein Sohn die Erinnerung an den Vater zeit seines Lebens, in fast allen Büchern begegnen wir einer ähnlichen Gestalt. »Er war ein Mann, der von sich selbst über die Maßen enttäuscht war«, schrieb John später über ihn.

Steinbeck besuchte ein paar Seminare in Stanford – Meeresbiologie –, brach das Studium aber sehr bald ab, entschlossen, sich vom

wirklichen Leben erziehen zu lassen. Er scheiterte in New York, kehrte nach Kalifornien zurück und biwakierte mit seinem Freund Toby Street zwei lange Winter in einem verlassenen Sommerhaus bei Lake Tahoe, mitten in der Wildnis. Danach verbrachte er Jahre in Pacific Grove, eine halbe Stunde von Salinas entfernt, in der Nähe der stinkenden Sardinenindustrie auf den Kais von Monterey.

Hier lernte er Ed Ricketts kennen, einen Meeresbiologen, der sein Geld mit dem Sammeln aller möglichen Meerestiere für die Labore der Universitäten verdiente. Ricketts eigenes Laboratorium war das Zentrum eines regen sozialen Lebens, mit vielen Freunden und vor allem vielen Freundinnen, und mit enormen Mengen billigen Alkohols. Ricketts wurde der Freund seines Lebens, der ältere Bruder, der ihn lehrte, sich selbst zu akzeptieren, mit all seinen Ansprüchen und Unzulänglichkeiten.

In diesen Jahren arbeitete Steinbeck an einer Reihe von Romanen, die weltweit berühmt werden sollten, bis in den Ostblock hinein: *Tortilla Flat* (1935; dt. 1943), *Of Mice and Men* (1937; *Von Mäusen und Menschen*, 1940), *The Red Pony* (1938; *Der rote Pony*, 1945), *Cannery Row* (1945; *Die Straße der Ölsardinen*, 1946) – mit seinem Freund Ed Ricketts in der romantischen Rolle des »Doc« – und *The Pearl* (1947; *Die Perle*, 1949). Die Geschichten spielten meist in Kalifornien, und immer handelten sie von einfachen Leuten, von mühsam erworbenem Glück, vom Schicksal, von der Zähigkeit der Überlebenden.

Er hatte ein gutes Gespür für Titel. *The Grapes of Wrath* (1939; *Früchte des Zorns*, 1940) – über die Not der Menschen, die in den dreißiger Jahren durch die große Dürre im Mittleren Westen von ihrem Land vertrieben wurden – und *East of Eden* (1952; *Jenseits von Eden*, 1953) – ein fast biblisches Drama über den Kampf zwischen zwei Brüdern, das mehr oder weniger auf seiner eigenen Familiengeschichte in Salinas basiert – wurden Klassiker.

Vor allem der Roman *Früchte des Zorns* hatte eine weitreichende Wirkung. Seine Beschreibung der Entbehrungen, die die Betroffenen aus der sogenannten *Dust Bowl* zu erleiden hatten, und der Art und Weise, wie ihre Landsleute sie ausbeuteten, wurde in der rechten Presse scharf angegriffen. In der Gegend, wo Steinbeck aufgewachsen war,

durfte er sich jahrelang nicht blicken lassen. Gleichzeitig konnte niemand die gnadenlose Botschaft dieses Buches leugnen. Der Theaterautor Arthur Miller sagte über den Roman, die Joads – die Protagonisten – seien realistischer dargestellt, als es die eigenen Nachbarn sein könnten, und ihr Leidensweg symbolisiere eine Epoche. Die Art, wie Steinbeck der Erniedrigung der amerikanischen Armen Gestalt gebe, sei seine größte Leistung, mit der er für einen kurzen Moment dem dezidierten Unwillen der Amerikaner, der Realität ins Auge zu sehen, getrotzt habe.

Für Literaturhistoriker ist das Werk Steinbecks ein wichtiges Glied in der amerikanischen Erzähltradition, in der das Leben der einfachen Leute eine zentrale Rolle spielt, eine Kette, die mit Mark Twain und Walt Whitman beginnt und noch heute fortgeführt wird. Steinbeck lehnte es konsequent ab, sich an den literarischen Moden des Understatements und der untergründigen Geschichten zu beteiligen. Aus einem Dialog musste das Leben nur so hervorsprudeln. Er war und blieb ein Erzähler. »Steinbecks Genie«, schrieb E.L. Doctorow, »bestand darin, dass er es verstand, eine Geschichte aus dem Riesenchaos und dem fast allgemeinen Elend im Amerika der dreißiger Jahre zu machen.«

John Steinbeck war dreimal verheiratet. Zuerst mit seiner Jugendliebe Carol, danach mit der gescheiterten Schauspielerin Gwyn, mit der er während des Kriegs eine turbulente Ehe führte. Das Paar hatte zwei Söhne, Thomas und John junior. In dieser Zeit fuhr John regelmäßig als Korrespondent der *New York Herald Tribune* an die europäischen Fronten, und gegen Ende ihrer Ehe quälte Gwyn ihn immer wieder mit dem »Geständnis«, dass John junior nicht sein wirklicher Sohn sei. Diese Problematik wurde sogar zum Hauptthema des Theaterstücks *Burning Bright* (1950; *Die wilde Flamme*, 1952). Dass dies Unsinn war und die Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn in späteren Jahren nur allzu deutlich werden sollte, konnte Steinbeck damals noch nicht wissen.

Er sah die Jungen regelmäßig, verbrachte lange Urlaube mit ihnen, doch irgendwie blieb das Verhältnis zwischen dem Vater und seinen

Söhnen schwierig, eng und distanziert zugleich. Steinbeck selbst schrieb einem Freund einmal, es gebe zum Glück eine tiefe, wortlose Liebe, die von beiden Seiten durch die Barrikade durchsickere.

Bei der Scheidung – er war Mitte vierzig – verstand Gwyn es, ihn nach allen Regeln der Kunst auszunehmen. Arm und verbittert zog er sich in das alte Familienhäuschen in Pacific Grove zurück. Männer und Frauen sollten einander aus dem Weg gehen, meinte er in jener Zeit, außer im Bett, dem einzigen Ort, »wo der natürliche Hass, den sie füreinander empfinden«, nicht so evident sei. Innerhalb eines Jahres hatte er bereits eine neue Liebe gefunden, Elaine.

Steinbeck führte ein Doppelleben. Er wohnte auch in Manhattan, in einem *brownstone*, in der East 72nd Street Nr. 209. Manchmal verschwand er von einem Tag auf den anderen, berichteten seine Freunde in Sag Harbor. Dann war er in New York oder sonst wo. »Elaine hielt diese Leben strikt getrennt«, sagten sie. Er war zugleich groß und klein, er selbst in Sag Harbor, eine öffentliche Person im vermaledeiten New York und in der übrigen Welt. Auf Fotos sieht Steinbeck, vor allem in späteren Jahren, aus wie ein querköpfiger, mürrischer Mann, der offenbar davon überzeugt ist, dass er recht hat. Aus seinen später veröffentlichten Briefen ergibt sich ein ganz anderes Bild. Dort begegnen wir vielmehr einem Mann, der trotz all seines Erfolgs ständig an sich und am Wert seines Werks zweifelt, einem besessenen Schriftsteller, der sein Schaffen gleichzeitig voller Misstrauen betrachtet. »Mein großes Vergehen gegenüber der Literatur ist, dass ich zu lange gelebt und zu viel geschrieben habe, das zudem nicht gut genug war«, schrieb er 1958 an seinen Freund Elia Kazan. »Aber ich liebe das Schreiben. Ich finde es schöner als alles andere auf der Welt. Deshalb interessieren mich Theater oder Film auch nicht wirklich.«

Nach Ruhm und Unsterblichkeit strebte er nicht – auch wenn ihm beides zuteilwurde. In tiefstem Herzen war er ein zurückgezogen lebender Handwerker, ein Wortschreiner. Ganz selten nur trat er vor Publikum auf. Als er in einem Interview gefragt wurde, wie er sich selbst als Autor sehe, konnte er darauf nichts erwidern: »Ich glaube nicht, dass ich mich jemals als Autor betrachtet habe. In meinen Augen

bin ich ein Schreiber, denn das ist, was ich mache. Ich weiß nicht, was ein Autor tut.«

Er wurde zu einem der bekanntesten amerikanischen Schriftsteller. Mit vierzig war seine Stellung unangreifbar, jedes neue Buch aus seiner Feder war ein Ereignis. Als im Jahr 1942 sein Roman *The Moon is Down* (*Der Mond ging unter*, 1947) über die Besetzung Norwegens erschien, wurden innerhalb eines Monats eine halbe Million Exemplare verkauft. Ende der fünfziger Jahre stand er auf dem dritten Platz der am meisten verkauften und übersetzten lebenden Schriftsteller weltweit.

Zugleich wurde er unterschätzt. »Irgendwann einmal las und bewerte ich die Rezensionen«, schrieb er im Jahr 1954. »Danach legte ich alle Kritiken nebeneinander und stellte fest, dass sie einander aufhoben, so dass ich nicht mehr existierte.« Und so war es tatsächlich: Entweder wurde er wegen seiner wunderbaren Sprache, seiner hervorragenden Erzählweise und seiner Menschlichkeit in den Himmel gelobt, oder er wurde wegen seines »schmutzigen und infamen« Sprachgebrauchs – von rechts – beziehungsweise wegen seiner Sentimentalität und seiner »cartoonhaften« Figuren – von links – verdammt.

Bei den akademischen Kritikern bekam er nie so recht ein Bein auf den Boden – ein Schicksal, das er mit vielen anderen guten Erzählern teilt. In den dreißiger Jahren, als er mit seinen Geschichten über Landstreicher, Huren und bettelarme Wanderarbeiter Bekanntheit errang, galt er sehr schnell als »zu proletarisch« und »zu realistisch«. Später fand man sein Werk zu naiv und vor allem zu romantisch, und dieses Urteil hallte jahrzehntelang nach. »Das Gute an John Steinbeck ist, wie gut er manchmal ist, während er doch auch oft sehr schlecht sein kann«, schrieb Robert Gottlieb noch 2008 in *The New York Review of Books*.

Dennoch blieb Steinbeck im In- und Ausland immer ein über die Maßen populärer Autor. »Ich habe meinen Vater traurig aus Müll-eimern von Fremden zu mir aufschauen sehen, nachdem sein Porträt auf einer Fünfzehn-Cent-Briefmarke verewigt worden war«, schrieb sein Sohn John junior später in dem für ihn typischen Stil. »Betrunken oder high sah ich seinen Namen in vorüberwehenden Zeitungen, und ich stieß gegen sein Standbild, als ich lediglich auf der Suche nach einem ruhigen, abgeschiedenen Ort zum Kotzen war.«

Was die literarische Welt sich weigerte zu erkennen, war Steinbecks Bedeutung als Chronist seiner Zeit. Er verstand es hervorragend, das Publikum, das er vor Augen hatte, zu erreichen, und in seinen Erzählungen erkannten die Leser sich selbst und ihre Welt. Was sie fühlten, drückte er in Worten und Geschichten aus.

Steinbeck ist bis heute sehr präsent, und zwar auf eine Weise, an die nur wenige lebende Autoren herankommen. »Willst du wissen, was die Arbeitslosen während der Weltwirtschaftskrise durchmachen mussten? Geh auf Amazon.com und bestelle John Steinbecks Krisenepos *Früchte des Zorns*«, schrieb die Kolumnistin Ezra Klein noch im November 2011. The Band, eine Rockgruppe, die wie keine andere das Lebensgefühl der einfachen Amerikaner widerspiegelt, ließ sich beim Verfassen ihrer Songtexte von John Steinbeck inspirieren. Die eleganten Penguin-Taschenbuchausgaben seiner Werke werden jedes Jahr zu Hunderttausenden verkauft, Auflage um Auflage um Auflage. Seine Bücher sind in vielen amerikanischen Schulen immer noch Pflichtlektüre. »Zweck Ihres Besuchs?«, fragt mich der chinesisch aussehende Schalterbeamte im Sommer 2010 auf dem Flughafen von San Francisco. »Archivrecherchen.« – »Zu welchem Thema?« – »John Steinbeck.« – »Ah, *Von Mäusen und Menschen*, darüber habe ich seinerzeit einen Aufsatz geschrieben.« Seine Miene erhellt sich.

Steinbeck selbst war, je älter er wurde, immer weniger von der Qualität seines Werks überzeugt, wie Elaine und seine Freunde später berichteten. Bei jedem Buch, das er veröffentlichte, musste er einige heftige Attacken über sich ergehen lassen, oft von prominenten Rezensenten. Diese Kritiken trafen ihn in seiner ganzen Zurückgezogenheit sehr – immer mehr sah es so aus, als gebe er seinen Kritikern im tiefsten Inneren recht. Oft stellte er sich die Frage, wieso kein Schriftsteller den Erfolg eines Bestsellers überlebte. Erst später, sagte er irgendwann einmal, habe er es verstanden: »Du wirst dir deiner selbst bewusst, und das ist das Ende des Schreibens.«

In den fünfziger Jahren schaute Steinbeck auf ein beeindruckendes Œuvre zurück, doch der Erfolg kam ihm dubios vor. »Bin ich das überhaupt wert?« – »Bin ich eigentlich von Bedeutung?« Er schrieb über das

»rastlose Amerika«, selbst ein Musterbeispiel dessen, immer suchend, immer mit sich selbst ringend. Und das überspielte er dann mit einem gewissen Imponiergehabe.

John habe die Neigung gehabt, sich aufzuplustern, schrieb Arthur Miller in seinen Memoiren, »um den starken, fähigen und herzlichen Mann aus dem Westen zu spielen«. Miller zeichnete in einer Gelegenheitsveröffentlichung mit Erinnerungen an John Steinbeck ein wunderbares Porträt des Kollegen, so wie er ihn erlebt hat. Steinbeck habe in den fünfziger Jahren Weltruhm genossen, er sei eine Berühmtheit gewesen, dessen Leben erfüllt gewesen sei von prominenten Freunden und der Macht, die mit dem Ruhm einhergehe. Als Miller Steinbeck jedoch aus der Nähe erlebte, war er überrascht von dessen Unsicherheit, Empfindlichkeit und Verlegenheit – vor allem auch deshalb, weil er so groß war und so entschieden in seinen Ansichten.

Er hatte viele Philosophen gelesen, kannte sich aus in der klassischen Literatur, und er war – das berichten andere – ein willkommener Gast bei den Dinern von Miller und seiner damaligen Frau Marilyn Monroe. Marilyn und John hatten große Achtung voreinander. Sie sah in ihm den wahren Künstler, und sie gab sich große Mühe, nett und intelligent zu erscheinen; er sah in ihr einen Star mit einer erotischen Ausstrahlung, der selbst dieser knorrige Mann sich unmöglich entziehen konnte. Dennoch schlug sein Herz ganz offensichtlich für etwas anderes. Er hatte etwas Einfaches, und er geriet, so Miller, erst dann so richtig in Begeisterung, wenn er über das Leben auf dem Land oder in einer kleinen Stadt reden konnte. Als geborener New Yorker habe er in Steinbeck, bei allem Respekt, nur einen in die Höhe geschossenen Bauernjungen sehen können, schrieb Miller.

Zudem war der Zeitgeist gegen Steinbeck. In den späten fünfziger Jahren herrschte in Amerika ein unvorstellbarer und übertriebener Patriotismus, der Wettlauf mit der Sowjetunion war auf dem Höhepunkt, und Steinbeck, der seine Karriere als fortschrittlicher Autor begonnen hatte, fühlte sich ganz offensichtlich zerrieben zwischen den Ansichten, die sein früheres Leben bestimmt hatten, und der nun dominierenden Mentalität. Arthur Miller: »Um ehrlich zu sein, hatte ich während der letzten Jahre seines Lebens oft den Eindruck, dass er sich

meistens entwurzelt fühlte – also nicht gerade ein Weltbürger, der überall zu Hause war. Aber ein amerikanischer Schriftsteller bleibt nun mal selten daheim.«

Steinbeck ging tatsächlich immer wieder auf Reisen, vor allem nach Europa und Mexiko. Außerdem entdeckte er in einer Art geistigem Exil für sich einen Ausweg. Alljährlich verbrachte er Monate in Europa, mietete ein prachtvolles Haus in Paris, klagte über Geldsorgen, fuhr aber gleichzeitig einen Jaguar, schrieb für *Collier's Weekly*, *Saturday Review* und das Reisemagazin *Holiday* Reportagen über Spanien, Frankreich, Irland und Italien. Mit der Zeit zog es ihn jedoch immer mehr ins Mittelalter und er beschäftigte sich – in *The Acts of King Arthur and His Noble Knights* (1976; *König Artus und die Heldentaten der Ritter seiner Tafelrunde*, 1987) – mit dem ambitionierten Projekt, *Le Morte d'Arthur*, die klassische, aus dem 15. Jahrhundert stammende Geschichte von Thomas Malory, einem breiten zeitgenössischen Publikum zugänglich zu machen.

Schon früher hatte er den misslungenen Versuch unternommen, eine Art amerikanischen *Don Quichotte* zu schreiben, *Don Keenan* – nein, der Name Rosinante war nicht aus der Luft gegriffen. Aber bei der Artus-Geschichte ging er weiter und beschränkte sich nicht auf eine Nacherzählung. Steinbeck identifizierte sich immer stärker mit dem Autor aus dem 15. Jahrhundert, als wollte er ein zweiter, moderner Malory werden. Er suchte nach einer vollständig neuen Interpretation der Geschichte, die zur Gegenwart passte. Mehr noch, die Handlung stand für ihn nicht im Mittelpunkt des Interesses. Sein Biograph Jackson Benson schreibt: »Er war fasziniert von der magischen Atmosphäre, die durch die Sprache hervorgerufen wurde, von der Art und Weise, mit der der Klang und das Bild der Wörter ihn zum Teilnehmer der Geschichte zu machen schienen.«

Im Februar 1959 mietete Steinbeck zusammen mit Elaine ein einfaches Bauernhaus in der britischen Grafschaft Somerset, um in größtmöglicher Nähe zu seinen mittelalterlichen Helden und Heldinnen arbeiten zu können. Von seinem Arbeitszimmer aus schaute er auf Hügel und alte Eichen, »und im weiteren Blickfeld nichts, das nicht auch schon im 6. Jahrhundert dort war«.

In der Nähe gab es ein römisches Kastell, das seiner Meinung nach möglicherweise sogar Camelot gewesen sein könnte, die mystische Burg des Königs Artus. Er arbeitete sich in jenen Monaten durch die gesamte mittelalterliche Geschichte und baute sie sozusagen für die modernen amerikanischen Bedürfnisse um.

Das Ergebnis war ein einziger Kitsch, dieselbe Art von Kitsch wie alle nachgemachten mittelalterlichen Kathedralen und Schlösser, die in der Vergangenheit hier und da in Europa und Amerika errichtet wurden. Seine Agentin und Vertraute Elizabeth Otis tat, was große Agenten und Verleger tun müssen, und schrieb ihm die bittere Wahrheit: Das funktioniert nicht, das stimmt nicht, die Poesie und der Rhythmus des Originals fehlen, das lebt nicht.

Steinbeck arbeitete noch einen Sommer lang an dem Text, und dann legte er das Manuskript beiseite. Nicht zufällig an der Stelle, wo sein großer Held Lancelot sich schließlich doch der Frau Artus' hingibt, der wunderschönen Guinevere, und so alles verrät: seinen Herrn, seinen Glauben, seine Treueschwüre.

Seinem Kneipenkumpan, dem Journalisten Joe Bryan, berichtete Steinbeck: »Man muss über seine eigene Zeit schreiben, egal welche Symbole man verwendet. Und ich habe weder die richtigen Symbole noch eine Form gefunden. Das ist das Elend.« Tief enttäuscht reiste er im Oktober 1959 zurück in die Vereinigten Staaten.

Bezeichnend für die Sackgasse, in der Steinbeck steckte, war die Einrichtung seines Schreibpavillons in Sag Harbor. In seiner Biographie beschreibt Benson diese detailliert. Ein bequemer Stuhl im Zentrum, umgeben von Tischen und Bücherregalen, eine wunderbare Aussicht, Instrumente für sein Boot lagen dort, Gartengeräte, Zeitungsausschnitte, Notizen, Gartenbücher, Geschichtsbücher, Wörterbücher, Hundebücher, Schiffsbücher, die unterschiedlichsten Dinge. Das alles lagerte geordnet in wunderbaren Schubladen und anderen Aufbewahrungssystemen mit Aufschriften wie *Matters of Rubber* oder *Interesting Things*.

Er hatte sich, schreibt Benson, den idealen Arbeitsplatz geschaffen. Doch die Arbeit selbst kam nicht mehr wieder. Die hatte er unterwegs irgendwo verloren.

Steinbeck war zu diesem Zeitpunkt siebenundfünfzig Jahre alt. Er war immer ein munterer und kräftiger Mann gewesen, doch nach dem Scheitern seines Artus-Projekts bekam er gesundheitliche Probleme. Er wurde krank, erlitt im Dezember 1959 sogar einen leichten Schlaganfall und nahm eine Auszeit, um nachzudenken. »Wir kommen jetzt in das Alter, in dem die Seiten mit den Todesanzeigen allerlei Neuigkeiten für uns in petto haben«, schrieb er seinem alten Kameraden Toby Street. Elaine und er waren immer starke Trinker gewesen, jetzt versuchten sie, ihren Alkoholkonsum auf die Wochenenden zu beschränken.

Danach folgte, wie oft bei Männern, die ihre Kräfte schwinden fühlen, eine Explosion von Aktivitäten. Am Ostermorgen des Jahres 1960 begab sich Steinbeck in seinen Schreibpavillon und notierte die ersten Sätze eines neuen Romans, *The Winter of Our Discontent* (1961; *Geld bringt Geld*, 1962). Die Handlung baute auf der kurzen, humorigen Erzählung *How Mr. Hogan Robbed a Bank* aus dem Jahr 1959 auf, die von einem ordentlichen Bürger handelt, der die lokale Bank betrügt. In der erweiterten Version läuft jedoch alles aus dem Ruder. Wie immer arbeitete Steinbeck nach dem Muster eines Büroangestellten und schrieb meist etwa achthundert Wörter pro Tag. Diesmal aber forcierte er das Tempo und schrieb mehr als doppelt so viele. Die Handlung des Romans spielt exakt während der Zeit ihrer Niederschrift, von Ostern 1960 bis zum 6. Juli 1960, dem Tag, bevor er das Manuskript abschloss. Einmalig, fand er selbst.

Seine mit Bleistift auf gelbem Papier geschriebenen Briefe, die in der Bibliothek der Stanford University aufbewahrt werden, zeigen noch immer die Spuren dieser Hetzjagd. Elizabeth Otis ließ er am 24. Juni 1960 wissen: »Mein Buch macht mich fertig. Die Schwiele vom Schreiben an meinem Zeigefinger ist schon so dick wie ein Ei.« Eine Woche später: »Das ist interessant, aber vielleicht nur für mich: Ich schreibe nicht einfach über die Gegenwart, sondern über die Gegenwart, genau so wie sie ist.« An Toby Street, am 6. Juli: »Mein *Winter*-Buch ist zu einer Obsession geworden. [...] Es war ein Baum, der immer weiterwuchs, mit Wurzeln in dunklen Wassern.«

Im selben Frühjahr fasste er noch einen anderen Entschluss. Während er noch mitten in seinem neuen Roman steckte, hatte er bereits

einen ganz besonderen Pick-up bestellt, mit dem er eine Rundreise durch Amerika machen wollte. Er hatte sich vorgenommen, »dieses monströse Land« erneut kennen zu lernen, denn er hatte das Gefühl, dass fundamentale Veränderungen stattgefunden hatten, auch in der Mentalität. Steinbeck wollte durch die nördlichen Staaten Amerikas von der Ostküste zur Westküste fahren, dann an der Westküste entlang von Seattle und Oregon aus in Richtung Süden, dann wieder ostwärts durch Arizona, Texas und die südlichen Staaten. Etwa drei Monate sollte die Reise dauern. Große Städte wollte er meiden, vor allem die kleinen Städte und das platte Land interessierten ihn; er wollte in Bars und Hamburgerbuden rumsitzen und jeden Sonntag einen Gottesdienst besuchen. Die Zeitschrift *Holiday* war bereit, die Reportage in Fortsetzung zu drucken, und möglicherweise würde auch noch ein Buch daraus werden.

Steinbeck wollte allein und anonym reisen, unter dem Namen J.S. America. »Ich muss allein fahren«, sagte er zu Elaine – so erinnerte sie sich jedenfalls. »Ich will unbedingt allein mit den Menschen reden, ich bin zu viel im Ausland auf Reisen gewesen, ich habe den Kontakt zu den Menschen verloren.« Allerdings bat er sie um einen Gefallen: Er wollte ihren Pudel Charley mitnehmen.

In einem Auktionskatalog mit Objekten aus Steinbecks Nachlass fand ich zufällig Charleys Stammbaum, aus dem hervorgeht, dass er früher einmal anders geheißen hatte: Anky de Maison Blanche, vermutlich geboren im Jahr 1951. Er stammte aus der Pariser Vorstadt Bercy, und obwohl er laut seinem Herrchen später noch ziemlich gut Pudel-Englisch lernte, reagierte er immer noch am schnellsten auf Kommandos in französischer Sprache. Als ich in Sag Harbor mit Gwen Waddington sprach, der Stieftochter von Bob Barry, da konnte sie sich noch gut an Charley erinnern. Als Kind hatte sie an den Bootstouren teilnehmen müssen, die Steinbeck und ihr Vater gemeinsam unternahmen, und manchmal hatte sie dann zusammen mit Charley in der Kajüte bleiben müssen. Sie fürchtete sich vor dem großen Tier, doch Steinbeck sagte jedes Mal nur: »Erzähl ihm Geschichten. Das hilft immer.«

Steinbeck nannte sein neues Projekt »*Operation America*« – doch von Elaine und Elisabeth Otis, die wegen Steinbecks Gesundheitszu-

stands den Plan entschieden ablehnten, wurde es sehr bald umbenannt in »*Operation Windmills*«. Und es war wirklich ein überaus romantisches Vorhaben. Steinbeck hatte, jedenfalls nach Auskunft seines Sohns Thom, noch nie in seinem Leben kampiert. Die eingeplante Reisezeit war sehr knapp bemessen, und der kalte Herbst näherte sich rasch. Allerdings hatte er 1936, im Rahmen der Vorarbeiten zu *Früchte des Zorns*, etwas Ähnliches unternommen. Damals hatte er einen Bäckerwagen angeschafft, einen *pie waggon*, wie er ihn nannte, und hatte ihn zu einem fahrenden Büro umgebaut. Diesmal rüstete er Rosinante als eine Art »Landschiff« aus, mit allen möglichen Werkzeugen, Seilen, Angeln, Gewehren, Schreibutensilien, Landkarten, einer Enzyklopädie, Dutzenden anderer Nachschlagewerke, einer Winde und einem Flaschenzug und mit einem achtzig Liter fassenden Wassertank.

Ein halbes Jahrhundert später habe ich den Wagen im National Steinbeck Center in Salinas gesehen. Es handelte sich um einen unverwüstlichen Pick-up mit Allradantrieb und einem Ofen, mit dem man einen Polarwinter hätte überstehen können. Auf der Ladefläche war ein weiß gespritzter Campingaufbau aus Aluminium montiert, dessen Inneneinrichtung tatsächlich an ein Boot erinnert: eine gemütliche hölzerne Kajüte mit einem großen Tisch und zwei braunen ledernen Schlafplätzen, einem weißen Waschbecken, einer kleinen Kochgelegenheit, einem kleinen Kühlschrank, grün-braunen Vorhängen, ein paar Bildern von Jägern und Hunden in Aktion und überall in den Wänden Klappen und Schranktürchen. Die Kabine, in welcher der Fahrer den Tag verbrachte, war hingegen eine große metallene Klapperkiste, so wie bei Nutzfahrzeugen üblich. Sie war kaum mehr als ein einfach ausgestatteter Arbeitsplatz mit einer harten grauen Sitzbank, soliden Pedalen, ohne Servolenkung und anderem Luxus.

Steinbeck war, so seine Freunde, aufgeregt wie ein Schuljunge. In demselben Brief an Toby Street schrieb er: »Ich habe einen Pritschenwagen mit einer Hütte darauf, wie die Kajüte eines kleinen Boots. Wo immer ich auch anhalte, ich werde zu Hause sein. Im Wagen gibt es einen Herd, eine Bank, einen Schreibtisch und einen Kühlschrank. Charley wird mich begleiten. Das ist absolut notwendig für mich. Ich muss erfahren, wie das Land aussieht, wie es riecht, wie es klingt.«

Es sollte, kurzum, die klassische Reise des einsamen Helden werden, mit Charley als Sancho Pansa, dem Schildknappen, auch wenn dessen nüchterne Kommentare sich auf das Heben des Beins beschränkten, überall in Amerika, an Tausenden von Bäumen.

3

Am 23. September 1960, einem klaren Freitagmorgen – der gelbbraune Herbst hing bereits in der Luft –, machten sich John Steinbeck und Charley gemeinsam auf den Weg, erfüllt von vagen Unlustgefühlen, jedenfalls was Steinbeck anging. Charley fand alles wunderbar, wenn er nur auf der Bank neben seinem Herrchen sitzen durfte. Ihre Expedition hatte wahrhaft alle Merkmale eines Don-Quichotte-Projekts, im vollen Galopp in den Kampf gegen Windmühlen.

Ich selbst kam mir, ein halbes Jahrhundert danach, ebenfalls wie ein Narr vor. Steinbecks Reisebericht *Travels with Charley (Die Reise mit Charley)* war 1962 erschienen; später, 1966, folgte dann noch eine Reihe interessanter Nachbetrachtungen mit dem Titel *America and Americans (Amerika und die Amerikaner)*. Dieses ganze Projekt hatte mich immer schon fasziniert, und ich fand *Die Reise mit Charley* bereits beim ersten Lesen spannend, voller Farben und menschlicher Stimmen, geistreich und gut geschrieben. Die Geschichte springt hin und her, wie die Gedanken und Assoziationen von jemandem, der den ganzen Tag am Steuer sitzt: Du fährst durch eine Herbstlandschaft, dann geht dir eine Erinnerung durch den Kopf, eine Stunde später hockst du in einem *diner* zwischen schweigenden Farmern, der Regen prasselt herab, danach sitzt du in der Abendsonne an einem stillen Fluss, und die ganze Zeit über studierst du das Land.

Was für ein ansteckendes Buch! Es brachte mich auf die Idee, eine ähnliche Inspektionsreise durch Europa zu unternehmen – ich war ein ganzes Jahr unterwegs, und mein Vorhaben entwickelte sich zu einem vollkommen anderen Projekt, doch sein Ursprung lag in Steinbecks Buch. Danach kam mir der Gedanke, seine Reise zu wiederholen, mit den Augen und Ohren von heute.

Aber war das eine gute Idee, als europäischer Journalist Amerika zu erkunden?

Wir Europäer haben mit unserem Luxus und unserem Wohlstand eine vergleichbare Entwicklung durchgemacht wie die Amerikaner, wenn auch etwas weniger opulent, mit vielen regionalen Unterschieden und mit dem Ballast von zwei ruinösen Weltkriegen. Die Veränderungen sind langsamer verlaufen: Als die Steinbecks sich im Sommer 1959 im südwestenglischen Somerset einquartierten, fanden sie dort ein Alltagsleben vor, das sich seit Jahrzehnten nicht verändert zu haben schien. Autos gab es fast keine, der Bäcker und der Lebensmittelhändler fuhren von Haus zu Haus, der Briefträger machte seine Runde auf dem Fahrrad, das Landhäuschen ließ sich nur mit einem Kohleofen heizen, niemand hatte einen Kühlschrank, von einer Waschmaschine ganz zu schweigen. Gemüse zogen die Steinbecks im eigenen Garten, das Gras mähten sie mit der Sense, Elektrizität gab es erst seit kurzem, Wasserleitungen wurden in jenem Sommer verlegt. Um 1960 hatte der große Wohlstand in Westeuropa gerade erst Einzug gehalten, und die meisten Osteuropäer sollten noch Jahrzehnte darauf warten.

Amerika faszinierte uns Europäer natürlich schon, sehr sogar. Das war die Zukunft, so musste man leben, mit dem amerikanischen Schneid und dem beneidenswerten Flair! Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts verfasste der junge französische Aristokrat Alexis de Tocqueville einen visionären Reisebericht über das damals nagelneue Amerika. Zusammen mit seinem Freund Gustave de Beaumont hatte er das Land vom Mai 1831 bis zum Februar 1832 bereist, offiziell um das amerikanische Gefängnisssystem zu studieren, tatsächlich aber vor allem, um sich einen Eindruck von dieser vollkommen neuen Welt und der wunderlichen Demokratie, in der alle gleich waren, zu verschaffen.

Sein großes Werk *Über die Demokratie in Amerika* wurde zum Klassiker, doch eine ergiebige Quelle sind vor allem die Briefe, Notizen und Tagebuchaufzeichnungen, die die beiden unterwegs schrieben. Die jungen Männer waren scharfe und geistreiche Beobachter, und sie hörten und sahen viel, gerade weil sie Außenstehende waren. Tocqueville notierte: »Der Fremde erfährt oft im Heim seines Gastgebers wichtige Wahrheiten, die dieser seinen Freunden vielleicht vorenthielte.«

Tocqueville und Beaumont hatten würdige europäische Nachfolger, vom britischen Botschafter James Bryce, der Tocquevilles Route exakt nachreiste und 1888 seinen eigenen Klassiker, *The American Commonwealth*, veröffentlichte, bis hin zu dem Schweden Gunnar Myrdal und seiner legendären Studie über das Verhältnis zwischen den Rassen – *An American Dilemma* (1944) – und dem Briten Jonathan Raban, der mit *Bad Land* (1996) eine wunderbare Miniaturgeschichte über eine Farmerfamilie eines kleinen Ortes in der unendlichen Prärie schrieb. Und so waren da noch Dutzende andere; neben all den Amerikanern natürlich. Wenn es ein Land gab, in dem fortwährend über die eigene Identität und Rolle in der Welt nachgedacht und geschrieben wurde, dann waren es die Vereinigten Staaten. Was sollte ich dem noch hinzufügen können?

Andererseits, das sollte ich ehrlich zugeben, war Amerika auch meine heimliche Liebe, schon seit Jahrzehnten. Wie viele andere Europäer hatte ich ein kompliziertes Verhältnis zu unseren Halb Cousins und -cousinen auf der anderen Seite des Ozeans und zu unserem mächtigen, ehemals steinreichen Onkel Dagobert. Das Land war eine unerschöpfliche Quelle von Geschichten und Ideen, und es war immer wieder für eine Überraschung gut. In den achtziger und neunziger Jahren hatte ich die Vereinigten Staaten bereist. Ich war mit dem Zug von Ost nach West gezuckelt und wieder zurück, ich hatte über Wahlen und Drogenkriege berichtet; ich hatte endlose Gespräche und Interviews geführt, hatte mich mit Friedensaktivisten, Lehrern, Polizeichefs angefreundet, hatte an Rodeofestivals und PEN-Kongressen teilgenommen; und am Ende war ich immer wieder am Küchentisch meiner zweiten, amerikanischen Mutter gelandet – denn Amerikaner werden bisweilen schnell ein Teil der Familie. Edith hieß sie, Edith Laub.

Die Küche von Edith und ihrem Mann Lou war die erste amerikanische Küche gewesen, die ich gesehen hatte; an ihrem Frühstückstisch führte ich meine ersten amerikanischen Diskussionen, in ihrem Haus erlebte ich zum ersten Mal die amerikanische Gastfreundschaft und Großzügigkeit. Ich war vollkommen überrumpelt gewesen an jenem frischen Augustmorgen des Jahres 1979, als wir uns kennen lernten.

Es war meine erste Reise in die Vereinigten Staaten. Mit zwei Freunden hatte ich einen billigen und wahnsinnig langen Flug gebucht. Im

Flugzeug tranken wir zu viele Cuba Libres, allein schon deshalb, weil wir den Namen so witzig fanden, und nach fast zwanzig Stunden torkelten wir in die Wohnung irgendeines Freundes eines Freundes in Berkeley. Dort war nicht genug Platz, und nach ein paar Telefonaten brachte man mich in die Wohnung von anderen Freunden von Freunden, so wie man das damals eben machte. Man schob mich eine schmale Treppe hinauf, ich fiel erschöpft auf ein Bett und schlief wie ein Stein, beinahe zwölf Stunden.

Das Erste, was mir am nächsten Morgen auffiel, war das Licht. Für uns aus den ewig nebligen Niederlanden ist das seltsame, glasklare kalifornische Licht ein Wunder. Ich konnte nicht genug davon bekommen. Und dann war da der typische Geruch eines amerikanischen Holzhauses, vermischt mit dem von Tausenden von Büchern, die überall in den Zimmern und Mansardenkammern standen. Da hindurch stieg der würzige Duft von gut gemachten Rühreiern nach oben, Ediths berühmten *scrambled eggs*, und irgendwie fühlte ich mich zu Hause. Es war ein Glücksgefühl, das mich nie wieder verließ, jedes Mal wenn ich hierherkam: das Licht, die Gerüche, die Wärme.

Ich sprang aus dem Bett, zog mich an, ging die Treppe hinunter in die Küche, und dort begannen wir zu reden, zu diskutieren und zu lachen. Edith, Lou und ich. Es war sieben Uhr morgens, und auf einmal war es ein Uhr, und so begann eine innige Freundschaft.

Lou starb Mitte der achtziger Jahre. Edith wurde eine würdevolle alte Dame. Sie konnte schlecht gehen, arbeitete aber weiterhin in einer kleinen Bibliothek für die Anhänger der Befreiungstheologie. Sonntagnachmittags schauten wir uns manchmal alte Fotos an, die wir unter ihrem Bett hervorkramten, in dem sie damals schon ziemlich viel Zeit verbrachte. Ich traute meinen Augen nicht. »*Jeepers Creepers! Where'd ya get those peepers? Jeepers Creepers! Where'd ya get those eyes?*« Das war das Lied, das zu der jungen Edith gehörte, als sie in New York ihren Lou traf, an einem der Sommerabende des Jahres 1945, als alle auf dem Times Square tanzten. Ein wunderschönes jüdisches Mädchen, intelligent und geistreich, niemand konnte so lachen wie sie.

Mit sechzehn wollte sie Filmstar werden, und mit ihren Augen wäre ihr das bestimmt auch gelungen. Eines Abends kam ein Onkel zu Besuch,

ein führender Mafioso, für sie ein Verwandter wie alle anderen. »Was willst du werden?«, fragte er sie. »Ich will nach Hollywood«, sagte sie entschlossen. »Okay«, sagte der Onkel. »Hier hast du 1000 Dollar als Startkapital, aber dann musst du sofort aufbrechen!« Er blätterte die Geldscheine auf den Tisch. Im Zimmer wurde es totenstill. Edith zögerte keine Sekunde, packte die Scheine, rannte die Treppe hinunter und hinaus auf die Straße. Wenig später musste sie von Vater und Brüdern von dem Haltestellenpfahl weggezerrt werden, an den sie sich, vor Wut schreiend, klammerte.

Sechzig Jahre danach schauten wir uns gemeinsam die großen Fernsehshows an. Sie war tatsächlich nach Kalifornien gegangen, war in einem Antiquariat gelandet, das sie zusammen mit ihrem Mann Lou betrieb, sie hatte zwei Söhne großgezogen, war zu einer ziemlich orthodoxen Linken geworden – tagelang haben wir über die Sowjetunion diskutiert –, aber die glanzvollen großen Shows, die liebte sie immer noch über alles. Sie war durch und durch amerikanisch, meine zweite Mutter, erfüllt von amerikanischen Idealen und vom amerikanischen Traum, und gerade deshalb stand sie ihrem Land auch so kritisch gegenüber. Edith war sechsundachtzig, als sie 2007 starb.

Vielleicht war es ihr Tod, der mich erneut über das Steinbeck-Projekt nachdenken ließ. Warum auch nicht? Ich las *Die Reise mit Charley* zum zweiten Mal, aber jetzt mit dem Augenmerk auf den praktischen Aspekten des Unternehmens. Steinbecks Reiseplan war gut durchdacht, die Strecke konnte problemlos wieder abgefahren werden. Und außerdem: Was war schöner, als seine Tour genau fünfzig Jahre später noch einmal zu machen, im Herbst des Jahres 2010, mit John und Charley in Gedanken an meiner Seite und derselben Frage vor Augen: Was ist in den zurückliegenden Jahrzehnten mit diesem »monströsen Land« geschehen?

Das nahe und doch so fremde Amerika war überaus prägend für uns Europäer. Und trotzdem: Was wissen wir eigentlich über dieses Land? Und was wissen wir nicht? Was war echt, was Schein, was Mythos? Und was bringt die Zukunft, jetzt, wo das glorreiche amerikanische 20. Jahrhundert vorbei ist? Wie geht diese Nation ins 21. Jahrhundert? Bleiben die Amerikaner wegweisend für uns?

Ich beschloss zu fahren. Ohne allzu große Erwartungen, mit offenen Augen und einem leeren Kopf, nur für mich selbst. Windmühlen oder nicht, was kümmerte es mich.

John Steinbeck hatte 1960 allen Grund, sich auf eine Inspektionsreise zu begeben. Sein altes Amerika hatte sich in einem unvorstellbaren Tempo verändert, es war unter seinen Augen davongelaufen, rasend schnell.

Ein Jahr zuvor, am 24. Juli 1959, war es während der American National Exhibition in Moskau zu einer historischen Konfrontation gekommen, einem unerwarteten politischen Duell zwischen dem republikanischen Vizepräsidenten Richard Nixon und dem sowjetischen Regierungschef Nikita Chruschtschow, in dem die Übermacht des *American Century* noch einmal demonstriert wurde. Es war eine fast surrealistische Szene, das große Gespräch zwischen dem Kommunismus und dem glanzvollen Amerika der fünfziger Jahre, zwischen den beiden Ideologien, die damals die Welt bestimmten, und das alles vor der Küchenanrichte einer amerikanischen Modellwohnung, die dort aufgebaut war.

Alle hatten den Luxus bestaunt, und die Sowjetpresse sprach höhnisch vom »Taj Mahal«: Diese Wohnung sei für den Durchschnittsamerikaner ebenso repräsentativ wie der Taj Mahal für die Wohnverhältnisse in Indien. Nixon widersprach: Für eine Rate von 100 Dollar im Monat könne sich ein amerikanischer Stahlarbeiter solch ein Haus durchaus leisten. Chruschtschow entgegnete schlagfertig: »Ihr braucht Dollar, um ein solches Haus zu besitzen, bei uns muss man dafür nur in unserem Land geboren sein.«

Die Männer standen sich dicht gegenüber, der gedrungene ukrainische Bauernsohn und Bergarbeiter und der Sohn eines kalifornischen Tankstellenbetreibers. Nixon, mit den Fingern in Richtung Chruschtschow wedelnd, während er die amerikanischen Errungenschaften der fünfziger Jahre aufzählte: Die 44 Millionen amerikanischen Familien besäßen insgesamt 56 Millionen Autos, 50 Millionen Telefonapparate und 143 Millionen Radios und so weiter. »Die Zahlen zeigen«, rief Nixon, »dass die Vereinigten Staaten, das größte kapitalistische Land der Welt, wenn es um die Verteilung des Reichtums geht, dem Ideal des Wohlstands für alle in einer klassenlosen Gesellschaft am nächsten

kommen.« Danach drückte Nixon Chruschtschow eine Flasche Pepsi-Cola in die Hand, und so wurde der Regierungschef verewigt – der endgültige Sieg Pepsis und Amerikas.

Dabei war der Wohlstand Amerika nicht in den Schoß gefallen. Während der ersten Nachkriegsjahre hatte sich das Land nicht gerade in Siegesstimmung befunden. Neben Freude herrschte ein Gefühl der Demut. Die Geschehnisse des Weltkriegs waren so überwältigend gewesen, hatten derart viele Familien getroffen und oft zerstört, dass alle Alltagsorgen bedeutungslos erschienen.

»Wer heute auf das Jahr 1945 zurückschaut, erblickt ein vollkommen anderes Zeitalter auf der anderen Seite einer Art Narzissmusgrenze«, notierte der konservative Kommentator David Brooks mehr als sechzig Jahre später. »Einfachheit und das Gefühl, dass im Kern alle gleich sind, waren ein wichtiger Teil der damaligen Kultur.« Das Gefühl der Bescheidenheit hielt sich im Europa der fünfziger Jahre noch eine ganze Zeit, in Amerika verschwand es bald wieder.

Die Amerikaner, die in den fünfziger Jahren in hellblauen Chevys herumfuhren, hatten zudem den harten Kampf ums Überleben vor und nach der Großen Depression in seinem ganzen Ausmaß mitgemacht; ihre Familien hatten lernen müssen, was Hunger ist, und diese Erfahrung prägte ihre Lebenseinstellung. Selbst in den zwanziger Jahren, so »golden« sie auch waren, lebten mehr als 40 Prozent der Stadtbevölkerung in Armut.

Ich erinnere mich, wie Lou von seiner Jugend um 1920 in einer großen jüdischen Familie in der Lower East Side in New York erzählte. Infolge einer Erkrankung an Gelbfieber in jungen Jahren hörte er schlecht, und er ging auch ein wenig schwankend aufgrund früherer Leiden. Sein Vater war ein Spieler. Er erinnerte sich an den Hunger, daran, wie er an Jom Kippur Brot holen musste, unterwegs heimlich ein Stück abbiss und dachte: Es kann keinen Gott geben, der ein hungernes Kind wegen eines kleinen Stückchens Brot mit dem Blitz erschlägt.

Auch die meisten Idole der fünfziger Jahre, von Präsident Eisenhower bis hin zu Elvis Presley, kannten das Leben am Rande der Gesellschaft gut. Dwight D. Eisenhower wuchs in einem einsamen Städt-

chen des Mittleren Westens auf, in Abilene, das nicht einmal über gepflasterte Straßen und Bürgersteige verfügte. Wenn es regnete, war auch die Hauptstraße ein einziges großes Schlammloch. Sein Vater war, nachdem er infolge einer Landwirtschaftskrise Pleite gemacht hatte, Mechaniker bei der Eisenbahn. Nie war auch nur ein Cent extra im Haus, alle arbeiteten sehr hart, und die Familie aß möglichst das, was sie im eigenen Garten anbaute.

Elvis Presley kam in einer selbstgezimmerter Hütte in der ärmsten Gegend der Baumwollanbaugebiete von Mississippi zur Welt. Sein Vater saß wegen Scheckbetrug im Gefängnis, und irgendwann zog die Familie vor Verzweiflung nach Memphis. Elvis: »*We were broke, man, broke.*« Auch der Vater von Richard Nixon ging bankrott; er betrieb später einen kleinen Laden mit angeschlossener Tankstelle, in dem die ganze Familie mitarbeitete. Nixons Frau Pat wuchs in einer Bergarbeiterhütte in Nevada auf.

John Steinbeck selbst, der aus einer ordentlichen Bürgerfamilie stammte, verdiente in den Jahren, die er mit Ed Ricketts in Monterey verbrachte, praktisch nichts. »In unserem Freundeskreis gab es keinen Neid auf die Reichen«, erzählte er später. »Wir kannten niemanden, der reich war. Wir dachten, alle leben so wie wir, wenn wir überhaupt darüber nachdachten.«

Zur Einfachheit gehörte das Ideal der Gleichheit. Die meisten Amerikaner der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sahen sich am liebsten als Mitglieder einer mehr oder weniger uniformen Mittelschicht. »Der Reiche raucht dieselbe Zigarettenmarke wie der Arme, er rasiert sich mit dem gleichen Rasierapparat, benutzt das gleiche Telefon, den gleichen Staubsauger, das gleiche Radio, den gleichen Fernseher«, schrieb *Harper's Magazine* noch 1947 zufrieden. Zu diesem Ideal gehörte auch ein bestimmtes Gefühl des Relativismus: Man musste nicht immer der Beste sein oder an der Spitze stehen. Steinbeck schrieb einem seiner Freunde: »Im letzten Krieg, als sich die Landungsboote voller ängstlicher Männer der Küste näherten, da brüllten die Sergeanten und Offiziere wirklich nicht: ›Vorwärts, kämpft um Ruhm und Unsterblichkeit!‹ Nein, sie riefen: ›Rein in die Brandung! Wollt ihr ewig leben?‹«

Und doch begann auch die Gleichheit in der amerikanischen Mittelschicht sich zu verändern. Die neuen Automodelle zum Beispiel waren durchaus nach Rang und Stand geordnet: Für den Anfänger gab es den Chevrolet, dann kamen die Pontiacs, die Oldsmobiles und Buicks, und die wirklich Reichen fuhren einen Cadillac. Und nicht nur das, Kaufen und Konsumieren wurde immer mehr zu einer sozialen Norm. Man *musste* auch einen neuen Pontiac fahren, und wer 1959 noch einen Pontiac aus dem Jahr 1956 vor der Tür stehen hatte, war ein Trottel. Ein neues Auto war die Belohnung für Jahre des Verzichts und der harten Arbeit, so wie es die Anzeigen von Cadillac ständig verkündeten: »Hier ist der Mann, der das Recht erworben hat, am Steuer dieses Wagens zu sitzen!«

Die meisten Familien gaben die traditionelle puritanische Einfachheit nach und nach auf. Der Historiker William Leach beschrieb die Entwicklung einer »Kultur des Verlangens, die das gute Leben mit Gütern verwechselt«. Und sein Kollege David M. Potter beklagte 1954, dass die Gesellschaft derzeit erwarte, dass ein Mann »sein Quantum an Gütern – Autos, Whiskey, Fernseher – konsumiert, indem er einen bestimmten Lebensstandard aufrechterhält, und dass man ihn als ›guten Kerl‹ betrachtet, wenn er sich seinen Teil nimmt, während alle hinter vorgehaltener Hand über die vorsichtige, selbstlose, kleingeistige Sparsamkeit lachen, die eine frühere Generation respektiert hätte.« Auch dies war ein Bruch zwischen der alten Überlebensgesellschaft und der Konsumgesellschaft: Schulden machen, was man immer als Last, wenn nicht gar als Schande betrachtet hatte, war nun auf einmal ganz normal, es wurde sogar gefördert.

Doch mit dem Begriff »Bruch« muss vorsichtig umgegangen werden. In mancher Hinsicht kann man auch von Kontinuität sprechen. Bereits in den zwanziger Jahren war in den Vereinigten Staaten eine Art Luxuskultur entstanden, und im Jahr 1928 warb der Präsidentschaftskandidat Herbert Hoover sogar mit dem Slogan »Zwei Autos in jeder Garage«. Kurz vor dem Zusammenbruch der Börsen erklärte er, Amerika sei »dem endgültigen Sieg über die Armut näher, als alle Länder es zuvor je waren«. Zwanzig Jahre später wurde dieser Faden wieder aufgenommen.

Aber jetzt ging es um mehr. Eine übergroße Mehrheit der Amerikaner, junge wie alte, machte sich nun eine vollständig neue Art zu denken zu eigen. Nach Jahren voller Sorgen, Gefahren und Entbehrungen genoss sie in vollen Zügen den Überfluss und das Scheinglück. Das war die Belohnung nach generationenlangem Schuftentum, das war das endlich eingelöste Versprechen Amerikas, so sollte das Leben in Zukunft aussehen.

In denselben Jahren wurden die Amerikaner mit einem weiteren Phänomen konfrontiert, das ihre Gesellschaft stark beeinflussen sollte. Robert Kennedy sagte einmal, das amerikanische Kind habe in seiner Jugend drei Eckpunkte: das Zuhause, die Schule und die Kirche. Dazu gesellte sich in den fünfziger Jahren ein weiterer: das Fernsehen.

1941 sah in Sag Harbor, dem späteren Wohnort John Steinbecks, praktisch niemand fern. Die Wenigen jedoch, die es taten, fuhren am 1. Juli hoch: Der New Yorker Fernsehsender WNBT-TV unterbrach das normale Programm und strahlte sechzig Sekunden lang das Bild einer gemächlich tickenden Uhr aus. Eine Bulova! Aus ihrer Bulova-Fabrik in Sag Harbor! Nach einer Minute verlor sich das Bild wieder. Das war alles. Es war der erste Fernsehwerbespot der Welt.

1947 gab es im ganzen Land bloß 44 000 Fernsehapparate. Man konnte nur lokal senden. Neue Ausstrahlungstechniken wurden entwickelt, die ersten nationalen Netze entstanden, und danach ging alles rasend schnell. Während des Wahlkampfs 1952, als Eisenhower eine Reihe einminütiger Werbespots gegen seinen Konkurrenten Adlai Stevenson in Stellung brachte, wurde zum ersten Mal politische Werbung im Fernsehen gemacht. Es gab eine ganze Reihe Kritiker, die das unwürdig fanden: »die Präsidentschaft verkaufen wie Haferflocken«.

Eisenhower gewann. Doch Stevenson, der als Kandidat der Demokraten sowohl 1952 als auch 1956 gegen Eisenhower antrat und sich um das Amt des Präsidenten bewarb, blieb bei seinen intellektuellen Anhängern sehr beliebt, gerade wegen seiner Weigerung, vor der modernen Technik zu kapitulieren. Steinbeck war ein großer Freund von Stevenson und schrieb gelegentlich Reden für ihn. Für Steinbeck und seine Seelenverwandten war der Wahlkampf 1952 das letzte ritterliche